

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 21

Artikel: Das Clouchaun
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

politik der Liebe im Schweizervolk. Die Aussenpolitik wandelt in den Spuren des Barmherzigen Samariters und unter der Fahne des Roten Kreuzes. Es soll unsern Nationalstolz nicht dämpfen, wenn das Schweizerkreuz mit den vertauschten Farben heute der Welt bekannter als unser staatliches Hoheitszeichen geworden ist, auch wenn das Rote Kreuz siebenmal jünger ist als das Weisse Kreuz. Die Innenpolitik der Liebe aber besteht darin, dass wir nicht nur am Bundesfeierabend froh zusammenstehen, sondern auch in der Arbeit, besonders auch in der Arbeit an unserer Eidgenossenschaft. Möge daher ein grosses Händereichen durch unser Land gehen und die Liebe zu Land und Volk nicht mit den Bundesfeuern dieser Nacht erlöschen.

Ruth Blum

D A S C L O C H A U N

Ich erwarte von keinem meiner Leser, dass er weiss, was ein Clochaun ist. Ich selber weiss es auch erst seit einigen Wochen, als ich in Irland herumreiste und frühchristliche Kunst- und Architekturdenkmäler besichtigte. Clochaun, ein urkeltisches Wort, heisst im allgemeinen Steinhaufen, im besonderen aber bedeutet es eine aus ungemörtelten Steinen aufgeschichtete Mönchszelle aus dem siebenten Jahrhundert in Form eines Bienenkorbes, wie deren wenige noch vorkommen an abgelegenen Orten der wilden Westküste.

Nachdem ich so ziemlich alles Sehenswerte aus den Tagen eines Columban und Gallus bewundert hatte, Rundtürme, Steindachkirchen und die ältesten Keltenkreuze des Landes, galt meine letzte Sehnsucht der Anlage eines Urklosters mit Oratorium und Clochauns; aber ohne eigenes Auto waren diese Raritäten schwer erreichbar. Da er-

fuhr ich kurz vor der Heimfahrt in Galway, dass die Aran-Insel Inishmore einige gut erhaltene «Bienenkörbe» aufweise. Ausserdem befinde sich dort das weltberühmte keltische Steinfort Dun Aengus, eine Fluchtburg aus vorchristlicher Zeit. Sogleich entschloss ich mich, Inishmore aufzusuchen mittels eines kleinen Dampfers, der die Aran-Inlands zweimal wöchentlich mit Galway verbindet.

An einem wunderschönen Julimorgen stach ich in See. Es war ein Tag, wie es deren wenige gibt im Regenloch Irland, strahlend von Silber und Blau. Das Schiff war denn auch gesteckt voller Leute, die sich auf den stillen Inseln einen vergnügten Tag machen wollten, hauptsächlich geistliche Herren und badelustige Amerika-Irinnen, die in der alten Heimat herumreisten. Gar malerisch stachen die roten Lockenköpfe vom Blau des Himmels und vom Grün des Wassers ab, der reinste Augenschmaus. Auch die Ohren kamen auf ihre Rechnung. Sie ergötzen sich entweder an den köstlichen «Chuchichäschtli-Lauten» des gälischen Idioms — man denke doch, die Sprache der alten Helvetier! — oder an den sentimentalsten Heimatliedern aus geistlichen und weltlichen Mündern, in denen von Harfen und grünen Kleeblättern, heiligen irischen Kreuzen und unheiligen englischen Galgen die Rede war. Und im Gegensatz zu uns Schweizern wussten die Sänger alle Strophen ihrer Lieder auswendig.

Ich hatte mich mit zwei reizenden Töchtern aus Galway angebedert. Sie sagten mir, wie ich es machen müsse, um am schnellsten zu meinem begehrtten Clochaun zu kommen: «An der Schifflande stehen irische Jaunting-cars. Mieten Sie einen für zehn Schilling, den üblichen Tarif, und der Fuhrmann bringt Sie, wohin Ihr Herz begehrt.»

Ich war bereit, ihrem Rat zu folgen. Als ich jedoch zur Mittagszeit als eine der Letzten das Schiff verliess, hatten mir die Priester und Badenixen schon alle Zweiräderkarren weggeschnappt. Uebrig blieb nur noch ein gebrechlich aussehendes Gefährt mit einer grauen Mähre davor. Das Ganze sah nicht sehr vertrauenerweckend aus, weder der Gaul noch der schmutzige Fuhrmann mit Stoppelkinn. Aber er hatte Hosen aus ungefärbtem, handgewobenem Wollstoff an und eine zottige Lammfellweste. Das sah sehr romantisch aus, und abenteuerlustig kletterte ich auf den Karren. Im schönsten Schulenglisch erklärte ich dem Fuhrmann, dass er mich erstens in ein gutes Restaurant, zweitens zum bekannten Dun Aengus und drittens zu einem echten Clochaun bringen solle. Um ganz

sicher zu sein, dass er mich verstanden hatte, hielt ich ihm das offene «Guidebook» vor Augen und pflanzte den Zeigefinger auf die keltischen Wörter «Dun» und «Clochaun». Er überflog die Seite aufmerksam und nickte zustimmend. «Yes, Mä-däm, yes», sagte er vergnügt, schnalzte mit der Zunge, und die Reise begann.

Es fiel mir gleich am Anfang auf, dass wir eine andere Richtung einschlugen als die übrigen Haunting-cars, nach Westen wir, nach Osten die Bad-nixen und die geistlichen Herren. Aber schliesslich jagten wir kulturgeschichtlichen Raritäten nach und nicht idyllischen Badeplätzen. So überliess ich mich sorglos dem Walten meines Führers und vertiefte mich staunend in den Anblick der göttlich wilden Insellandschaft. Steine, nichts als Steine, so weit das Auge sah, Steindächer auf den armen Fischerhütten, Steinhaufen auf den magern Schafweiden, Steinmauern rund um die winzigen Kartoffeläckerchen. Neben den weissgekalzten, sehr sauber wirkenden Häuschen dehnten sich hübsche Gärtchen mit Saubohnen, Kabis und Ringelblumen aus. Und da und dort lag am Strassenrand ein schwarzes «Currach», ein Fischerboot aus geteierter Sackleinwand oder Tierhäuten, genau, wie die alten irischen Mönche sie verwendet hatten, als sie nach Europa hinübersegelten...

Wir rumpelten gemächlich, sehr gemächlich, über eine holperige Strasse dahin. Zur Rechten blaute das Meer, zur Linken flimmerten tausend weisse Steine im Sonnenlicht. Schafe blökten zwischen den Kalkplatten des kargen Weidelandes, und da und dort tauchten archaisch anmutende Menschengestalten auf in urtümlichen Gewändern, die Frauen, auch die ältesten Matronen, mit offen niederwallendem Haar...

Der Wagen hüpfte und mein Magen knurrte. Ich war rechtschaffen hungrig; denn am Morgen hatte ich das Hotel in Galway ohne Frühstück verlassen, weil dort um acht Uhr noch kein Mensch aus den Federn war. Zwei Bananen auf dem Schiff waren meine einzige Nahrung gewesen. Ich freute mich innig auf ein Fressbeizli und nahm mir vor, erst Fische, dann Lammbraten mit Minsauce zu speisen. Und einen ganzen Kübel Tee wollte ich trinken, oder lieber noch eiskaltes «Lager» aus Germany...

Aber das Beizlein liess auf sich warten, und mein Appetit nach Essen und Trinken wuchs. «Lunch!» schrie ich dem Kutscher ins ungewaschene Ohr. «I am awful hungry and thirsty!» — «Yes, Mä-däm, yes!» klang's verständnisvoll zu-

rück, und eine Flut keltischer Schimpf- und Koseworte feuerten den Grauen an, das Tempo zu steigern. Das gute Tier gab sich redlich Mühe, kam aber nicht dazu, tüchtig auszuholen. Auf einmal gerieten wir in eine endlose Kolonne dunkelgekleideter Inselleute, die zu Fuss, auf Eselsrücken oder im Zweiräder wie wir die enge Strasse bevölkerten und uns blockierten. Männer im Lammfell und Frauen im Fransentuch beteten inbrünstig den Rosenkranz — eine Beerdigung war im Gange. Unser Fuhrwerk kam zum Stehen. Der Stopplige sprang vom Karrensitz, drückte mir ohne Umstände das Leitseil in die Hände und — verschwand hinter der nahen Friedhofmauer.

Da sass ich nun auf meinem irischen Jaunting-car, hilflos den Tücken einer alten, grauen Mähre ausgeliefert, und wartete ungeduldig auf das Ende der heiligen Handlung, von siedender Angst verfolgt, der Klepper könnte durchgehen mit mir. Er vermuckte sich aber kein bisschen, und mein Schrecken legte sich etwas. Ich beschloss, gleichzeitig geduldig und mutig zu sein und blickte ehrfürchtig auf die gläubigen Menschen, die unter mir im Strassenstaub knieten und in ihrer fremden Sprache für die Seele des Verstorbenen beteten. Endlich verstummte das Gemurmel. Mein Kutscher kehrte zurück und befreite mich aus der entsetzlichen Lage. Ich blickte ihn vorwurfsvoll an und zeigte auf meine Armbanduhr, deren Zeiger gegen zwei Uhr rückten. «Lund — Dun Aengus — Clochaun!» wiederholte ich ungehalten und dachte daran, dass schon um sechs Uhr das Schiff nach Galway zurückkehrte. Nur noch vier Stunden Frist, und ich hatte noch nichts gegessen, nichts getrunken und kein Clochaun vor Augen bekommen. Ich klaubte eine Pfundnote hervor, hielt sie dem Fuhrmann unter die Nase und versprach sie ihm zum Lohn, wenn er mich endlich zu den gewünschten Stätten bringe. «Yes, Mä-däm, yes!» beteuerte er eifrig, und die Fahrt nahm ihren Fortgang. Der Gaul war kaum vom Fleck zu bringen, ich sah, dass er auf dem linken Hinterfuss lahmte. Und mir klebte die Zunge im Munde vor Hunger und Durst. Aber nirgends ein Laden, nirgends ein Restaurant. Längst lagen die Häuser des letzten Dorfes hinter uns. Nichts war zu sehen als Steine, Steine, blauer Himmel und grünes Meer. Und die Sonne brannte erbarmungslos. Am Ende löschte ich den Durst am Pumpbrunnen eines einsamen Bauernhofes, und gegen den nagenden Hunger verschlang ich alle Traubenzuckerzeltli meiner Taschenapotheke.



Oelbaum in spanischer Landschaft

Ich hatte alle Hoffnung auf ein Wirtshaus aufgegeben. In dumpfer, stumpfer Resignation hockte ich auf dem Car und döste vor mich hin. Ein sanfter Rippenstoss weckte mich endlich. «Dun Aengus, Mädäm!» sagte der Kutscher und zeigte auf ein graues Etwas auf der Kuppe des nächsten Hügels. Im Nu war ich munter und unten auf der Strasse. Ich bedeutete dem Stoppligen, im Schatten einer Steinmauer auf mich zu warten und machte mich auf den Weg, dem Dun entgegen. Leider in verflixt dünnen, eleganten Stöckelschuhen, da meine Trotteurs tags zuvor im Sumpf der Königsburg Rath Croghan windelnass geworden waren und zum Trocknen bei guten Freunden in Tuam standen. So wurde es ein böses Gegen über die steinbesäten Matten hinweg, und nicht weniger als vierzehn Mauern mussten überstiegen werden. Am Ende kam ich doch auf dem Gipfel an und gelangte durch eine Palisade aus aufrecht stehenden, zugespitzten Steinen und durch zwei Steinwälle mit niedern Toren ins Innere der Fluchtborg, die sich halbkreisförmig auf steil abfallenden Klippen erhebt, hoch über den schäumenden Wogen des Atlantischen Ozeans. Es war ein schauerlich-schöner Anblick, aber ich kam mir in der Steinwüste zwischen Himmel und Wasser so verloren vor wie ein kleines Kind im Tannenwald. Von plötzlichem Grauen angeweht, schlug ich den Rückweg an, verlor den rechten Pfad und verirrte mich gründlich in einer Wüstenei von Brennesseln und spitzen Steinen, strauchelte oft und schlug mir Ellbogen und Knie wund. Zitternd vor Hunger und Schwäche kam ich endlich wieder bei meinem Führer an. Schuhe und Strümpfe waren hin. Ich war froh, als ich nur wieder auf meinem Karren sass und die grausige Einsamkeit hinter mir hatte.

Und weiter ging's, immer dem Ufer entlang, und bei geschlossenen Augen schlugen mir in rhythmischen Abständen das Schnalzen des Kutschers und der hinkende Hufschlag des Kleppers ans Ohr...

Um es kurz zu machen: ein Clochaun bekam ich keines zu sehen. Als der Stopplige mich viertel vor sechs Uhr abends auf der Schiffflände vom Wagen hob, mahnte schon die Sirene des Dampfers zum Einschiffen, und von allen Seiten strömten braungebrannte Badenixen und schwarzgefrackte Diener Gottes herbei. Zu apathisch, um zu markten, händigte ich meinem Führer die versprochene Pfundnote aus. Mit einem urmenschlichen Freudenlaut stopfte er sie in die schmutzige Lammfellweste und trollte sich davon.

«Heiliger Patrick von Armagh», tönte es da hinter mir in flüssigem Englisch, «warum macht die Dame ein so trauriges Gesicht?» Ich wandte mich um und sah einen baumlangen Mann gesetzten Alters, der mit mitleidig von oben bis unten betrachtete. Er stellte sich als Mr. Costello, teacher, vor — und ausführlich berichtete ich dem sympathisch aussehenden Kollegen mein Unglück mit dem Clochaun. «Heilige Brigid von Kildare», rief er betroffen, «das ist allerdings schlimm. Dabei befinden sich die ‚Bienenkörbe‘ nur eine halbe Stunde vom Hafen entfernt.» Sie hatten unter sachkundiger Führung einem der interessantesten irischen Urklöster einen Besuch abgestattet. Und ich Unglücksrabe war in der entgegengesetzten Richtung davongefahren!

Alle umringten mich teilnahmsvoll. Mr. Costello machte sogar Anstalten, dem Stoppligen nachzurrennen und ihm die Pfundnote wieder abzufordern. «Er hat viel zu viel genommen», schimpfte er, «er hat eine unwissende Fremde übervorteilt und die weltberühmte irische Ehrlichkeit zuschaden gemacht!» — «Lassen Sie ihm den Batzen», beschwichtigte ich ihn, «der arme Teufel hat mich immerhin fünf Stunden herumgeschaukelt, im glühenden Sonnenbrand!» Mr. Costello beruhigte sich. Plötzlich schlug er sich die flache Hand vor die Stirne. «Heiliger Kevin von Glendalough», rief er, «mir geht ein Licht auf! Clochaun, clochaun — natürlich hat der Kerl Ihnen massenhaft clochauns gezeigt, auf allen Matten liegen ja Steine und Steinhäufen herum — nur eben keine rechten ‚Bienenkörbe‘ wie auf der Ostseite der Insel.» — «Aber ich habe ihm doch das Guidebook gezeigt», warf ich ein, «und er hat alles gelesen und dazu genickt...» — «Und getan als ob, man weiss das ja. Meine liebe Miss, ich kenne den guten Seumas O'Flaherty von Jugend auf. Er versteht nicht mehr als zehn Worte Englisch und kann keinen Buchstaben lesen. Er ist ein klassischer irischer Analphabet.»

Damit war das Rätsel gelöst. Die Sirene brüllte ein zweites Mal. Ich verabschiedete mich von meinem irischen Kollegen und wankte müde und hungrig ins Schiff hinein.

Wenige Tage später verliess ich die Smaragdinsel ohne ein Clochaun gesehen zu haben, aber im unverwüstlichen Glauben an die Herzensgüte und Redlichkeit seiner Bewohner.

Ihretwegen und um des unerfüllt gebliebenen Bienenkorb-Traumes willen werde ich ganz sicher wieder einmal nach Ultima Thure reisen.